

Gunter A. Pilz

Von der Luftnummer zur Bodenhaftung?

Bewegung und Spiel als Elemente einer gewalt- und suchtpreventiven Sportkultur

Bewegung, Spiel und Sport sind Medien für junge Menschen, sich vor anderen zu präsentieren. Junge Menschen erfahren ihren gesellschaftlichen Wert häufig erst über ihre Körperpräsentationen. So gibt es denn auch kaum eine Jugendkultur, in der Körper, Bewegung, Spiel und Sport keine Rolle spielen. Jugendkulturen sind immer auch Bewegungs-, Spiel- und Sportkulturen, die sich – wie wir wissen und oft auch hautnah erleben – ausdifferenzieren in unproblematische, weniger problematische bis zuweilen sehr problematische Kulturen. Allein in der Hip-Hop-Kultur vereinen sich die unterschiedlichsten Bewegungskulturen von der Streetball- über die Inline-, Skateboard- und Breakdanceszene bis hin zu den S-Bahn-Surfern und Graffitisprayern. So verwundert es einen auch nicht, dass in der Sozialen Arbeit, in der Präventionsarbeit, wie in der Jugendarbeit schlechthin, sport-, körper- und bewegungsbezogene Konzepte zunehmend an Bedeutung gewinnen. Die Palette reicht von traditionellen sportartspezifischen Angeboten über den Abenteuer- und Kampfsport bis hin zu differenzierten körper- und bewegungsbezogenen Konzepten.

Der Sport wird dabei von Seiten der Politik, der Pädagogik sowie der Sportorganisationen geradezu als Königsweg in der Sucht- und Gewaltprävention gepriesen. So meint etwa der Präsident des Landessportbundes Niedersachsen, Wolf-Rüdiger Umbach: „Der Sport hat einen hohen Bildungswert, integriert problemlos Randgruppen der Gesellschaft. Vereinsmitglieder sind keine Radaubröder und keine Extremisten, Sportler werfen keine Brandsätze auf Flüchtlingsheime, gehören auch keiner Drogenszene an“; der Bielefelder Pädagoge Klaus Hurrelmann schreibt: „Integration in die Gruppe, sinnvolle Freizeitgestaltung, Umgehen mit Enttäuschungen und inneren Spannungen, Regelorientierung, lernen Regeln zu verstehen und zu akzeptieren, Konfliktbearbeitung sind fünf faszinierende Facetten der Kultivierungsmöglichkeiten von Aggressivität durch den Sport“ und Heiner Bartling, ehemaliger niedersächsischer Innenminister sieht im „Sport die preiswerteste Sozialarbeit.“ „Gerade der Sport kann über die persönlichen und aktiven Begegnungen der Jugendlichen dazu beitragen, vorhandene Vorurteile und Angst vor Fremden abzubauen“, meint Bundesinnenminister Otto Schily. Für Manfred von Richthofen, Präsident des Deutschen Sportbundes sind „Sportvereine in unserer Gesellschaft Integrationsfaktor Nummer eins. Sporttreiben in der Gemeinschaft und im Verein vermittelt Toleranz, Streitstand und Regelakzeptanz.“ Der ehemalige niedersächsische Justizminister und Kriminologe Christian Pfeiffer toppt diese Phalanx positiver, präventiver Funktionen des Sports und Sportvereins mit der Aussage: „Der Sportverein hat einen Schutzimpfungseffekt gegen Jugendkriminalität.“ (siehe Pilz 2002, 14)

Die Möglichkeiten Sozialer Arbeit im und mit Sport scheinen also grenzenlos zu sein. Doch es gibt auch kritische Stimmen:

Die amerikanische Sportpsychologin Dorcas Susan Butt (1974) kommt auf Grund ihrer Untersuchungen zu dem Schluss: „Die Welt des Sports verstärkt viel öfter, als viele annehmen, destruktives Verhalten, wie z.B. Betrügen, Doping, usw.. Wenn Spiel und Sport bedeutungsvolle Mittel zur Vorbereitung auf das Erwachsenenverhalten sind, ..., dann müssen wir uns genauso vor dem Boxen, Stierkampf und Fußball fürchten, wie wir uns vor dem Krieg fürchten.“

Schnack/Neutzling (1991, 185 f.) schreiben in ihrem beeindruckenden Buch „Kleine Helden in Not“: „Sport ist zweischneidig: Sport verschafft Zugang zum Körper, aber der muss gestählt werden. Jungen sollen ihren Körper weniger entdecken, als ihn durch Leistungen unter Beweis stellen.“ ... „Sport fordert und fördert Leistungsdenken und in nicht wenigen Disziplinen auch die Gewaltbereitschaft, aber Sport trägt auch dazu bei, Gewaltpotenziale zu kanalisieren und Aggressionen unter Kontrolle zu bringen“.

Ich habe diese widersprüchlichen Aussagen bewusst an den Anfang gestellt, um die Leser/innen zu einer kritisch reflektierenden Beantwortung der Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen von Sport, Bewegung und Spiel als Medium der Sucht- und Gewaltprävention einzuladen und den beschwerlichen Weg von der Luftnummer zur Bodenhaftung zu unternehmen.

Vorrangig will ich auf die Bedeutung und die Notwendigkeit der Schaffung von Netzwerken in der sport-, körper- und bewegungsbezogenen Sucht- und Gewaltprävention eingehen. Dies soll in drei Schritten geschehen: Zunächst geht es um eine kritische Reflexion der präventiven und sozialen Funktionen des Sports. In einem zweiten Schritt werde ich auf die Bedeutung und Notwendigkeit von sport-, körper- und bewegungsbezogenen Angeboten in der Sucht- und Gewaltprävention eingehen, um in einem dritten Schritt Folgerungen für die sport-, körper- und bewegungsbezogene Soziale Arbeit in Bezug auf die Bedeutung sozialer Netzwerke zur Diskussion zu stellen.

Kritische Reflexion der sozialen, präventiven Funktionen des Sports

In der Studie „Gestaltung und Kritik - Zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert“ (EKD/VEF 1999, 55 f.) wird vor dem Misslingen der kulturellen Gestaltung des Sports gewarnt, wenn diese sich

zum „*Kult des Körpers*“ verkehrt, in dem die Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit als höchster Wert gilt, wie am Beispiel des Dopings oder gesundheitsgefährdenden Kinder- und Jugendsports.

Die kulturelle Gestaltung des Sports misslingt, wenn diese in einen „*Kult des Siegens*“ verkehrt wird, in dem nur noch die Überlegenheit über den anderen zählt, Sieg und Erfolg zum Maß aller Dinge werden. So ist im Ersten Kinder- und Jugendsportbericht der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung (2003, 2-3) u.a. zu lesen, dass „Leistungssportler, aber auch Breitensportler im Kindes- und Jugendalter dazu neigen, Verletzungen und körperliche Beschwerden herunterzuspielen oder gar zu verschweigen, um ihren Erfolg nicht zu gefährden. Einzelne Studien legen dar, dass junge Turnerinnen und Sportgymnastinnen um ein Vielfaches häufiger unter Magersucht oder verwandten Essstörungen leiden als Gleichaltrige im Bevölkerungsdurchschnitt“.

Schließlich misslingt die kulturelle Gestaltung des Sports, wenn diese in einen „*Kult der Gewalt*“ verkehrt wird, sei es in Form von Angriffen auf die körperliche Integrität des sportlichen Gegners oder der Entladung von Gewalt auf den Rängen und nach dem Spiel auf den Straßen, „Sport als Beispiel für zweckfreies Spiel also zum Anlass brutaler Gewalt wird“.

Die unreflektierten Hochgesänge auf die bildende, erzieherische, präventive Bedeutung des Sports verdecken – dies wird hier deutlich – die auch dem Sport immanenten Problemfelder der Gewalt und Gesundheitsgefährdung (ausführlicher siehe in Pilz 1994, 2002). Sie macht vergessen, worauf Grupe (2000) offensichtlich hinweisen möchte, wenn er zwischen Sportkultur und „Kultur des Sports“ unterscheidet: dass es auch im Sport zwei Seiten der Medaille gibt. *Sportkultur* meint die Wirklichkeit des Sports, wie er ist, in seinen positiven wie negativen, in seinen kulturellen wie kultischen Ausformungen. *Kultur des Sports* hingegen meint Werte und Ideen des Sports, die bewahrt, befolgt und realisiert werden sollten (z.B. Fairness, Solidarität, usw.). Hier wird Kultur als Aufgabe, als normative Setzung verstanden.

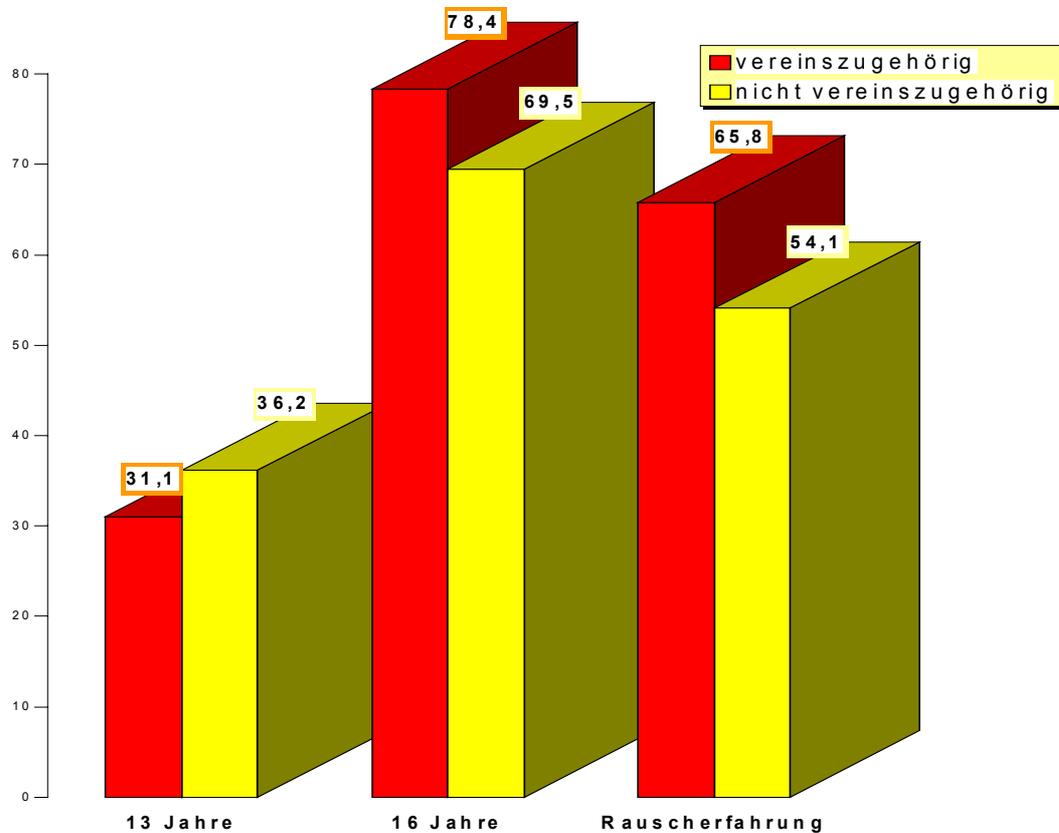
Sporttreiben ist nicht per se erzieherisch, fördert nicht automatisch soziales, faires, kameradschaftliches Handeln, vielmehr ist es *Aufgabe* des Sports, darauf hinzuwirken, dass diese im Sport angelegten Werte und Ideale realisiert, befolgt, bewahrt und geschützt werden, dass die kulturellen Werte des Sports gelebt werden.

In der viel beachteten und Sportverbände zu heftiger Betriebsamkeit und starkem Abwehrverhalten verleitenden Studie „Jugendarbeit in Sportvereinen: Anspruch und Wirklichkeit“ kommen entsprechend auch Brettschneider/Kleine (2002) zu folgenden Ergebnissen:

- Der Vereinssport ist eher als „Bewahrer“ denn als Förderer des motorischen Potenzials seines Nachwuchses einzustufen.
- Wenn es um die emotionale Stabilität und ihre Entwicklung im Jugendalter geht, stellen Alter und vor allem das Geschlecht die wichtigsten Einflussvariablen dar. Ein systematischer Einfluss des Sportengagements im Verein kann nicht nachgewiesen werden.
- In ihrem Alkoholkonsum sind jugendliche Vereinssportler keineswegs zurückhaltender als Nichtmitglieder. Beim Konsum von Bier und Zigaretten sind Vereinsfußballspieler Spitzenreiter.
- Beim Konsum illegaler Drogen gibt es im Durchschnitt keine Unterschiede zwischen Vereinsmitgliedern und Nichtmitgliedern.
- Bei der Entwicklung der leichten Delinquenz ist für jüngere Heranwachsende von einer protektiven Wirkung des Vereins auszugehen, die sich im Verlauf der Jugendphase verflüchtigt.
- Die optimistischen Annahmen von positiven Wirkungen der Sportvereine auf die jugendliche Entwicklung sind zu relativieren.

Was den Alkoholkonsum von jugendlichen Sportvereinsmitgliedern angeht, kommt Locher in ihrer Studie auf noch deutlichere Ergebnisse: Trinken im Alter von 13 Jahren noch prozentual mehr Nichtvereinsmitglieder regelmäßig bis gelegentlich Alkohol, so kehrt sich dieses Verhältnis bei den 16-Jährigen um. Dabei sind es vor allem die Mannschaftssportarten, in denen dem Alkohol besonders gut zugesprochen wird. Was die Situationen angeht, in denen 13- bis 16-jährige Sportvereinsmitglieder zum Alkohol oder zu Zigaretten greifen, so stehen Sportfeste, Siegesfeiern und Sportfreizeiten weit vorn!

Gelegentlicher oder regelmäßiger Alkoholkonsum von 13- bzw. 16-jährigen, Rauscherfahrung von 13- bis-16-jährigen Jugendlichen unterschieden nach Sportvereinsmitgliedschaft und -nichtmitgliedschaft



Was die Integrationsfunktion und den Schutzimpfungseffekt des organisierten Sports anbelangt, so zeigen Statistiken der Sportbünde, aber auch Untersuchungen von Brinkhoff, dass bei jungen Mitgliedern im Alter zwischen 14 und 18 Jahren die Sportvereine hohe Fluktuationsraten aufweisen und dass das Phänomen der sozialen Ungleichheit im Sportverein heute so ausgeprägt wie noch nie zuvor ist.

Der organisierte Vereinssport ist weitgehend eine Sache der Mittel- und Oberschicht. Im Begründungs- und Orientierungskonzept zur Notwendigkeit der Fortentwicklung der Sozialen Offensive im Kinder- und Jugendsport des Beirates „Soziale Offensive“ der Deutschen Sportjugend wird entsprechend selbstkritisch festgestellt, dass „im Sportverein sozial benachteiligte und randständige oder Jugendliche in schwierigen Lebenssituationen – also genau die Jugendlichen, um die es in der Sozialen Arbeit, in der Prävention geht – sehr viel seltener anzutreffen“ und in der „Mitgliedschaft stark unterrepräsentiert“ sind (Deutsche Sportjugend 1998). Der von dem Kriminologen Pfeiffer behauptete „Schutzimpfungseffekt des Sportvereins gegen Jugendkriminalität“ entpuppt sich so besehen eher als ein Ausgrenzungseffekt unbequemer, randständiger junger Menschen.

Nun kann man dies den Sportvereinen nicht zum Vorwurf machen, sie sind überfordert, wenn sie auch noch Soziale Arbeit leisten sollen und es ist auch nicht ihre primäre Aufgabe. Dennoch, die Möglichkeiten, die der Sport bietet, werden bei weitem nicht ausgeschöpft. Vor allem bezüglich der Nachhaltigkeit, so der Erste Deutsche Kinder- und Jugendsportbericht (Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung 2003,3) der „einzelnen Projekte besteht jedoch noch ein großes Verbesserungspotenzial. Auch ist festzustellen, dass vielfach unklar bleibt, welche konkreten Effekte bei den Jugendlichen ausgelöst werden.“ Entsprechend folgern Brettschneider/Kleine (2002): Die Wirkungen sportlicher Aktivität stellen sich nicht automatisch ein. Weder die Förderung psychosozialer Gesundheit, noch die Entwicklung motorischer Leistungsfähigkeit geschieht nebenbei. Dazu bedarf es einer spezifischen Inszenierung des Sports sowie entsprechender Kompetenzen und Ressourcen auf Seiten derer, die ihn anbieten und vermitteln.

Auch wenn der Sport ein Spiegelbild des Zeitgeistes und entsprechend nicht besser und nicht schlechter als die Gesellschaft ist, die ihn umgibt, kann sich der Sport nun nicht ganz einer sozialen Verantwortung entziehen. Sich dessen bewusst zu werden und die Kultur des Sports zu bewahren und zu schützen, ist eben auch, aber nicht nur Aufgabe des Sports. Aber: Erst auf der Folie einer (selbst-) kritischen Analyse der Zusammenhänge von Sport und Gewalt können die durchaus vorhandenen positiven Funktionen und Wirkungen des Sports bezüglich eines präventiven, erzieherischen Jugendschutzes herausgearbeitet und in der Sozialen Arbeit bzw. in der sportlichen Alltagspraxis fruchtbar um- und eingesetzt werden (Pilz 1991). Die vielen potenziellen Gefährdungen des Sports, die Verkehrungen seiner kulturellen Dimensionen weisen dabei aber auf die Notwendigkeit einer Qualitätsoffensive und sozialer Netzwerke hin.

Zur Bedeutung von Sport, Spiel und Bewegung in der Sozialen Arbeit

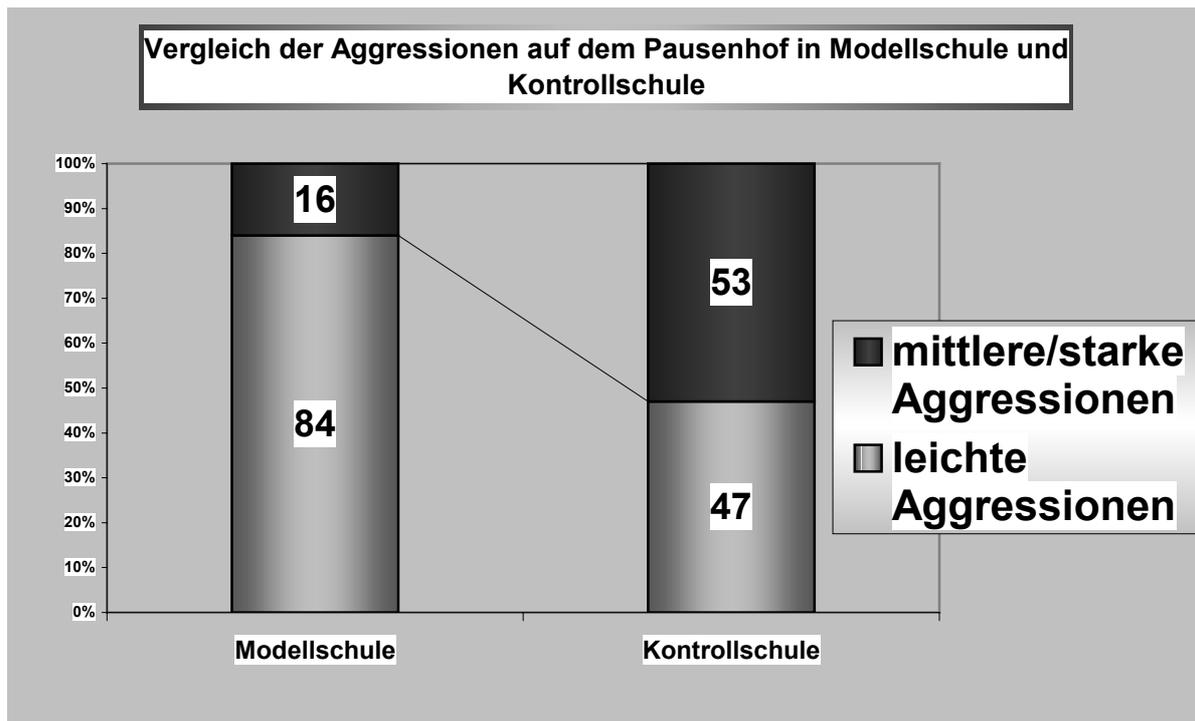
Das Problem der Bewegungsarmut und Betonierung von Bewegungsräumen

Die statistischen Fakten sprechen für sich: Unter den Heranwachsenden haben 40-60% Haltungsschwächen; 20-30% ein leistungsschwaches Herz-Kreislauf-Atmungssystem; 30-40% Koordinationsschwächen; 20-30% Übergewicht; ca. 15% ein auffälliges psycho-soziales Verhalten, Tendenz steigend! (Bundesarbeitsgemeinschaft zur Förderung haltungs- und bewegungsauffälliger Kinder und Jugendlicher e.V. 1992) Je nach Statistik haben 30-50% Grundschüler/innen bei Schuleintritt Haltungsschwächen. Am Ende des zweiten Schuljahres werden infolge schulischen Sitzzwanges bereits bei 70% der Grundschüler/innen Haltungsschwächen diagnostiziert.

Dahinter verbirgt sich das Problem des zivilisations- und gesellschaftsbedingten bewegungs-, erlebnis-, spannungs- und abenteuerarmen Alltags. Die Menschen moderner Industriegesellschaften sehen sich zunehmend einem zivilisatorischen Druck ausgesetzt, sich und ihr Verhalten ständig und stetig unter Kontrolle zu halten oder – wie Elias (1977) es nennt – ihren Trieb- und Affekthaushalt zu kontrollieren. Dies bleibt nicht ohne Folgen, um so mehr, als Bewegung, Spannung, Affektivität wesentliche Triebfedern menschlichen Verhaltens sind. Die Dämpfung des Trieb- und Affekthaushaltes führt so zu einem verstärkten Bedürfnis nach affektiven Erlebnissen, das zusätzlich dadurch verstärkt wird, dass es in unserer verwalteten (ja „zerwalteten“), verrechtlichten und verbürokratisierten Gesellschaft immer weniger Möglichkeiten gibt, Bewegungsbedürfnisse zu befriedigen. Heutige Lebens- und Alltagswelten geben Kindern und Jugendlichen erst recht kaum oder gar keine Chancen, „ihre Umgebung nach eigenen Fantasien, Entwürfen und Plänen zu be- und ergreifen“ (Becker/Schirp 1986). Es verwundert so auch nicht, wenn von Jugendlichen „insbesondere fehlende Regel-, Spiel-, Sport-, Bewegungsorte sowie unmittelbar wohnungsnah Spiel- und Aufenthaltsmöglichkeiten“ (v. Seggern/Erlor 1988,70) beklagt werden.

Auch in unseren Befragungen von Schüler/innen was ihnen an ihrer Schule gefällt, was sie an ihrer Schule stört, was sie vermissen, bzw. was anders sein sollte, beziehen sich gut 50% der Antworten auf die wohnliche und lebendige Schule. Dabei geht es in erster Linie um entsprechende Ruhe- und Bewegungsräume, Bewegungs- und Entspannungsangebote in der Schule, um vielfältige Freizeitangebote und Pausengestaltungen, um abwechslungsreichen, „bewegten“ Unterricht. So vermissen Schüler und Schülerinnen vor allem attraktiv gestaltete Außenräume und im besonderen Schüler/innen der oberen Klassen attraktive Freizeit- und Pausengestaltungen, und umgekehrt werden attraktive Freizeit- und Pausenaktivitäten von Schülern/innen sehr stark wahrgenommen.

In einer Vergleichsstudie zweier Grundschulen über Chancen und Auswirkungen des Sports konnte Bös (2002) herausfinden, dass von insgesamt 394 in sieben Stunden beobachteten Aggressionen auf dem Pausenhof nur 31,7% auf die Grundschule entfielen, in der die Schülerinnen und Schüler täglich eine Sportstunde haben, während 269 Aggressionen (= 68,3%) aller beobachteten Pausenhofaggressionen auf Schüler/innen der Grundschule entfielen, die nur 2 Sportstunden pro Woche anbietet. Noch deutlicher fällt die gewaltpräventive Funktion der täglichen Sportstunde auf, wenn wir zwischen leichten und mittleren bis starken Aggressionen unterscheiden. In der Grundschule mit der täglichen Sportstunde fielen nur 16% der beobachteten Aggressionen in die Kategorie mittlere/starke Aggression gegenüber 53% in der Grundschule, die nur zwei Sportstunden pro Woche für die Schülerinnen und Schüler anbietet.



Entsprechend stufen die Lehrerinnen und Lehrer der Modellschule nach Projektende das Aggressionsniveau der Kinder erheblich niedriger ein als vor Beginn des Projektes, als die Schüler/innen noch nicht die tägliche Sportstunde hatten. Demgegenüber veränderte sich das Aggressionsniveau der Schülerinnen und Schüler der Kontrollschule mit den zwei Sportstunden pro Woche kaum während der vierjährigen Projektphase. Auch bezüglich des Schulklimas konnten im Verlauf der vierjährigen Projektphase die Lehrer/innen ein erheblich positiveres Schulklima nach Ende der Projektphase in der Modellschule feststellen, während das Schulklima der Kontrollschule in den vier Jahren gleich blieb. (Bös 2002)

Die Suche nach Sinn – Möglichkeiten des kreativen Gestaltens

Junge Menschen wollen nicht nur passiv Lernende in Institutionen sein, sie brauchen auch Bestätigung, Engagement und sinnvolle Aufgaben. Im Gewaltgutachten der Bundesregierung (Schwind/Baumann 1990) wird zu Recht beklagt, dass junge Menschen vor allem in der Schule heute fast nur noch erfahren, was sie *nicht* können, nicht aber das, was sie können. Oskar Negt (1998, 115 ff) hat deshalb zu Recht darauf hingewiesen, dass der Kampf vieler junger Menschen eigentlich um die Frage geht: Was bin ich in dieser Gesellschaft? Wer nimmt mich wahr?

Bieten sich Jugendlichen keine oder kaum Möglichkeiten, sich durch etwas hervorzutun, bleibt ihnen oft nur noch der Körper als Kapital, den sie entsprechend ausbilden (modellieren) und Anerkennung und

Aufmerksamkeit suchend einsetzen. Hier ist eine der Wurzeln für den „Kult des Körpers“ und den „Kult der Gewalt“ zu sehen, die so besehen auch eine Form jugend-, meist jungenspezifischer Identitätssuche ist. Bewegung, Spiel und Sport sind Medien für junge Menschen, sich vor anderen zu präsentieren. Junge Menschen erfahren ihren gesellschaftlichen Wert erst über ihre Körperpräsentationen. Körperpräsentationen – auch gewaltförmige – haben eine wichtige identitätsstiftende, stabilisierende Funktion für die jungen Menschen, so dass es wichtig erscheint, diese Jugendkulturen zu bewahren, ihnen den erforderlichen (im Rahmen des Gesetzes) freien Raum zur Entfaltung zu belassen.

Der Sport ist dabei für viele Jugendliche oft das einzig übrig gebliebene Erfahrungsfeld, auf welchem sie Erfolg, Selbstbestätigung, positives Gruppenerlebnis mit Anerkennung und Gruppenerfolg erfahren können. Durch sportliche Aktivitäten können:

- Aggressionen und motorischer Betätigungsdrang „gesteuert“ abgearbeitet,
- vorhandene körperliche Fähigkeiten positiv eingesetzt,
- mit vertrauter Betätigung Schwellenängste gegenüber dem sonstigen Angebot abgebaut,
- die Beziehungen von Jugendlichen (vor allem aus Randgruppen) untereinander, zu ihrer Umwelt und zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geübt und verbessert,
- das Akzeptieren vorhandener Regeln erlernt,
- Erfolgserlebnisse erzielt werden.

Folgerungen für sport-, körper- und bewegungsbezogene Soziale Arbeit

Miteinander statt gegeneinander

Es geht nicht darum, den Sportvereinen noch mehr soziale Aufgaben zuzuweisen, sondern vielmehr darum, die im Sport, in der Bewegung angelegten präventiven Funktionen im Rahmen von Netzwerken für die Soziale Arbeit nutzbar zu machen.

Jugendhilfe und Sport, wie Krefft (1997, 339) zu Recht beklagt, standen und stehen sich oft eher distanziert gegenüber und nutzen die Chancen der Kooperation, der Vernetzung ihrer unterschiedlichen Handlungsformen und Zugangsweisen nicht oder zu wenig. Es handelt sich also um ein – auch wenn sich hier erfreulicherweise etwas bewegt – Verhältnis, das „eher von Abwehr gegenüber dem anderen, denn von Neugier auf das bestimmt ist, das der andere leistet und was u.U. auch für den jeweils anderen hilfreich sein könnte“. Koch (1996, 7)

merkt an: „Da der Körper- und Bewegungsbezug grundlegende, quer zu den Jugendhilfeformen liegende Kategorien umfasst und somit in spezifischer Ausprägung in den unterschiedlichen Feldern wie Jugendsozialarbeit, Freizeitbildung, offene Jugendarbeit, erzieherische Hilfen usw. in die pädagogischen Gesamtkonzepte dieser Felder zu integrieren wäre, kann zumindest die modellhafte Entwicklung einer körper- und bewegungsbezogenen Theorie und Praxis nur in Form von Kooperationen, Vernetzungen, interdisziplinärer Zusammenarbeit geschehen“.

Und Schulze-Krüdener (1999, 214) weist zu Recht daraufhin, dass das Anforderungsprofil der körper- und bewegungsbezogenen Sozialarbeit neben den entsprechenden sportiven Kompetenzen der in der Jugendarbeit Tätigen die wechselseitige Sensibilisierung und Kooperation zwischen Sport(vereinen) und Jugendarbeit erfordert. „Der Sport als attraktiver Anlass und Inhalt gemeinsamer Aktivitäten und als bedeutendes Konstitutiv von Gleichaltrigengruppen macht es erforderlich, dass sich die körper- und sportbezogene Jugendarbeit und der Vereinssport, aber auch der Schulsport als jugendliche Bewegungswelten begreifen und ihre Zusammenarbeit intensivieren.“ Körper- und bewegungsbezogene Jugendarbeit, Vereinssport *und* Schulsport werden hier zu Recht als jugendliche Bewegungswelten begriffen, die vernetzt werden müssen!

Wenn lebensstil- und lebensweltorientierte bewegungsorientierte Ansätze in der Sozialen Arbeit, wenn Gewalt- und Suchtprävention im Sport also keine leeren Worthülsen sein und bleiben sollen, dann bedarf es einer konzertierten Aktion von kirchlichen, kommunalen und freien Trägern der Jugendarbeit, der Kooperation von Sportvereinen, Schule und Jugendhilfe.

Aus den bisherigen Ausführungen ist deshalb zu folgern:

1. In der Regel sind Sportvereine und deren ehrenamtliches Personal überfordert, wenn sie die im Sport angelegten kulturellen Werte im Kontext der Gewaltprävention lebendig halten sollen, es ist aber auch nicht Aufgabe des Sports und seiner Vereine, Soziale Arbeit zu leisten.
2. Wenn der Sport sich zu seiner sozialen Verantwortung bekennt, ist er – nicht zuletzt im Interesse des Schutzes seiner Übungsleiter/innen, Betreuer/innen und Trainer/innen – gehalten, sich mit anderen Institutionen zu vernetzen, um die im Sport angelegten kulturellen Werte zu aktivieren und für die Soziale Arbeit zu nutzen.
3. Soll der Sport diese Aufgaben mit übernehmen, so sind die Vereine quantitativ wie qualitativ hierzu in die Lage zu versetzen, d.h. es müssen Mittel bereitgestellt werden, die das entsprechende Personal auch garantieren.

4. Auch wenn der Sport nicht der Reparaturbetrieb der Gesellschaft ist und sein kann, ein Rückzug des Sports auf eine Funktion als „Spaß- und Freudevermittler“, kann und darf nicht die Antwort sein.

So werden auch im Begründungskonzept „zur Notwendigkeit der Fortentwicklung der Sozialen Offensive im Kinder- und Jugendsport“ des Beirats „Soziale Offensive“ der Deutschen Sportjugend (1998) u.a. folgende Prüfsteine benannt:

- „Stärkere Öffnung der Sportorganisationen in das Gemeinwesen und die Übernahme zusätzlicher Verantwortung für das Wohl von Kindern und Jugendlichen über das heutige Maß und die eigenen Mitglieder hinaus.
- Kooperation und Vernetzung mit anderen öffentlichen und freien Trägern der Jugendarbeit und Jugendhilfe im Feld einer sportorientierten Sozialen Arbeit.
- Höhere Bereitschaft und Akzeptanz der Kommunen, insbesondere der örtlichen Jugendämter, die Sportorganisationen bei konkreten Jugendhilfeprojekten und Aktivitäten im Rahmen der Sozialen Offensive stärker zu unterstützen und zu fördern.
- Kooperation im Gemeinwesen schließt die interdisziplinäre fachliche Zusammenarbeit unterschiedlicher Berufsgruppen und ehrenamtlicher Funktionsträger ein.
- Die Soziale Offensive des Sports und eine sportorientierte Soziale Arbeit benötigen den kontinuierlichen, begleitenden politischen und fachlichen Dialog aller Beteiligten im Feld der Jugendhilfe und des Sports.“

Sinnorientierungen einer gewalt- und suchtpreventiven Sportkultur

Wenn wir die präventiven, erzieherischen und sozialpädagogischen Qualitäten des Sports nutzen wollen, tut aber eine klare Unterscheidung unterschiedlicher sportlicher Sinnorientierungen Not. Welcher Sport wirkt erzieherisch und präventiv? Der Leistungs- und Hochleistungs-, der Profisport? Der Gesundheits-, Freizeit- oder Breitensport? Der Spasport, die Bewegungs- oder Körperkultur? Wer darauf für junge Menschen eine sachgerechte Antwort finden will, der braucht sich nur die sport-, bewegungs- und körperkulturellen Äußerungsformen der vielfältigen Jugendkulturen vor Augen zu führen. Der Sport, den wir im Jugendschutz, in der Sozialen Arbeit propagieren müssen, ist entsprechend nicht nur der Sport, den wir in den Sportvereinen vorfinden, sondern der, der sich in den Jugendkulturen ausformt. So beantwortet denn auch der Bielefelder Sportpädagoge Kurz (1986, 3) die Frage: „Was suchen wir im Sport?“ durchaus selbstkritisch: „Spannung, Abenteuer, Geschwindigkeit, Expressivität, Improvisation – das sind einige Stichworte, die an Bedeutung zu gewinnen scheinen.“ Und weiter: „Vielleicht müssen wir dies aus den Suchbewegungen der Jugendlichen lernen,

dass ihnen der Sport, den wir veranstalten, dieses Spielerische oft verloren zu haben scheint. Der Sport, den sie suchen, ist kaum im Rahmen einer Sportart zu halten, Differenzierung des Sports nach Lebenssituationen bedeutet: viele Bewegungsgründe zugleich anzusprechen, also ein Sportangebot, das gesellig, spannend, belebend und fordernd zugleich empfunden werden kann.“ Dies heißt, das Sportangebot muss vielschichtiger werden. Eine Erkenntnis, die sich auch aus dem Ersten Kinder- und Jugendsportbericht (Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung 2003, 3 f) ablesen lässt. „Um die zweifellos vorhandenen Integrationsmöglichkeiten des Sports in tatsächliche und dauerhafte Integrationserfolge umzusetzen, müssen Sportangebote stärker auf die Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen ausgerichtet und enger mit anderen Konzepten der Kinder- und Jugendsozialarbeit verknüpft werden. In der interkulturellen Arbeit – aber nicht nur dort – müssen die besonderen Bedürfnisse der Mädchen konsequent berücksichtigt werden.“

Forderungen an sport-, körper- und bewegungsbezogene Angebote in der Sozialen Arbeit

Kösterke/Stöckle (1989, 479 f) stellen entsprechend an bewegungsorientierte Angebote in der Sozialen Arbeit folgende Anforderungen:

- Ausrichtung des Angebots an den jugendlichen Bedürfnissen
- Geringe sportmotorische Anforderungen
- Eingehen auf jugendkulturelle Bewegungen
- Flexibilität hinsichtlich Raum, Zeit und Inhalt der Angebote
- Problemlose Übertragbarkeit der Angebote auf alle sonstigen Lebensbereiche
- Vermeiden von Blamagesituationen
- Angstfreie, animierende Lern- und Spielatmosphäre
- Förderung kooperativer Handlungsweise
- Bereitstellung geschlechtsspezifischer Angebote (körper- und bewegungsbezogene Mädchen- und Jungenarbeit)

Es geht dabei um die Stärkung der Identität junger Menschen durch ernst nehmen jugendlicher Bewegungskulturen und -bedürfnisse und Offenheit für unbequeme Jugendliche und fremdartige jugendliche Äußerungsformen.

Im Positionspapier der Sportjugend Niedersachsen wird zu Recht davon ausgegangen, dass Soziale Arbeit im Sportverein, sucht- und gewaltpräventive Konzepte ursachen- und symptombezogen sowie alters- und zielgruppenspezifisch, also auch geschlechtsbezogen angelegt sind. Sie sind darauf ausgerichtet,

gesellschaftliche Rahmenbedingungen zu analysieren und zu verändern, die es Mädchen und Jungen erschweren, sich individuell zu entfalten; außerdem sind sie langfristig angelegt und beziehen die jeweiligen Zielgruppen in Planung und Durchführung ein.

Sport-, körper- und bewegungsbezogene Soziale Arbeit als Prävention

Verstehen wir unter Prävention in der Sozialen Arbeit

- „die Entwicklung positiver Lebenskonzepte,
- die Förderung der Lebenskompetenz, die schwerpunktmäßig die Verbesserung der Handlungskompetenz des einzelnen Menschen, die Nutzung eigener Ressourcen, die Entwicklung von sozialer Verantwortung, Kritikfähigkeit, die Förderung der Entscheidungsfähigkeit, Eigenverantwortlichkeit und die Gestaltung von Lebenswelten umfasst.“
- „Konfliktfähigkeit und
- den Aufbau eines positiven Selbstwertgefühls und Selbstbewusstseins von Mädchen und Jungen“ (Sportjugend Niedersachsen 2002),

dann wird nochmals sehr deutlich, dass hier ein sehr hoher Anspruch an den Sport gestellt wird, wenn er präventive Soziale Arbeit leisten soll und dass die beste, auch leistbare Prävention im Sportverein, eine gute, verantwortungsvolle und verantwortungsbewusste Jugendarbeit ist.

Vernetzung heißt das Zauberwort

Der Vernetzung wird nicht zuletzt auch angesichts wachsender Problemlagen junger Menschen, aber auch und vor allem auf Grund der geforderten unterschiedlichen Kompetenzen und immer knapper werdender öffentlicher Finanzen zu Recht eine zentrale Rolle zugewiesen. Für die Zukunft wird es deshalb sehr darauf ankommen, dass vorhandene Netzwerke genutzt, bzw. ein festes Netzwerk der körper- und bewegungsorientierten Angebote errichtet wird. „In diesen Netzwerken können Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlichster Institutionen kooperieren, die sich ihrer Vorbildfunktion und ihrer spezifischen Aufträge (Jugendarbeit, sportliche Jugendarbeit, Jugendsozialarbeit, erzieherischer und präventiver Kinder- und Jugendschutz, Jugendpolitik, Schule, usw.) bewusst sind. Hier lassen sie ihr fachliches Know-how einfließen bzw. können sie die Netzwerkarbeit für ihre eigene Praxis nutzen“ (Sportjugend Niedersachsen 2002). Mit „Runden Tischen“, „Präventionsräten“, „Netzwerken“ sollen die Probleme präventiven erzieherischen Jugendschutzes gelöst werden. Aber so einfach ist Vernetzung nicht zu haben. In der Alltagspraxis erweist sich der „Stein der Weisen“ als äußerst sperrig. Als ob es so einfach wäre, die unterschiedlichsten Institutionen und die in der Praxis

arbeitenden Menschen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, eigene Eitelkeiten und Interessen, hierarchisches Denken und unterschiedliche strukturelle, rechtliche Rahmenbedingungen der Vernetzungspartner (man denke nur an das Legalitätsprinzip, dem die Polizei unterworfen ist) in den Dienst der schnell ausgemachten gemeinsamen Sache zu stellen. Die Vernetzungspraxis sieht anders aus. Vernetzung und Zusammenarbeit allein bewirken noch keine effektive Soziale Arbeit geschweige denn Sucht- und Gewaltprävention. Entscheidend ist, dass unterschiedliche Interessen offen gelegt werden, Gemeinsamkeiten herausgearbeitet, Kompetenzen geklärt und zum Inhalt der Zusammenarbeit gemacht werden.

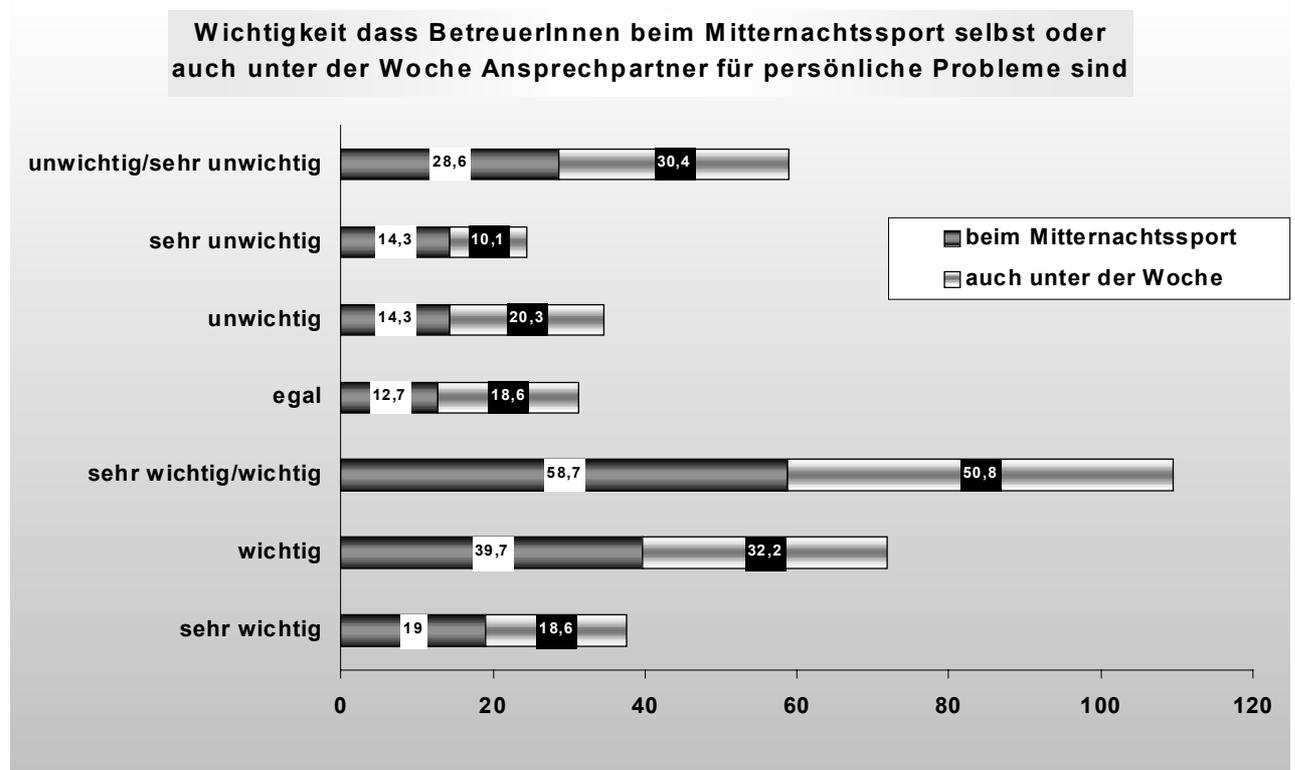
Die Entwicklung fachlich fundierter Konzepte für den organisierten Sport sollte u.a. Ergebnis einer solchen Zusammenarbeit sein. Nur unter diesen Voraussetzungen können sucht- und gewaltverstärkende Faktoren in der Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit von Sportvereinen abgebaut und Bewegung, Sport und Spiel sich als Elemente einer gewalt- und suchtpreventiven Sportkultur entfalten.

Alexander March (2001) glaubt, dass der Sportverein von dem hohen Anspruch, der an ihn in der Diskussion um Sucht- und Gewaltprävention gestellt wird, befreit werden muss, „damit sich diejenigen diesem Anspruch stellen können, die es damit ernst meinen, die die Voraussetzungen dafür haben und die sich in der Folge auch deutlich als präventiv wirkend hervorheben lassen. Der Sportverein begnügt sich bisher damit, ein Spiegelbild der Gesellschaft zu sein. Dies ist sein gutes Recht und bleibt daher folgenlos, im Guten wie im Schlechten. Wer aber ernsthaft darüber nachdenkt, Sucht- und Gewaltprävention zu betreiben, Soziale Arbeit zu leisten, wer also, gesellschaftlich produzierte Verhaltensweisen verhindern will, der muss sich zu einem Zerrbild der Gesellschaft wandeln, und Dinge anders reflektieren als sie auf einen einwirken. Daher geht es den Jugendlichen in dieser Hinsicht nicht anders als den Sportvereinen: Es mangelt nicht an Willen, es mangelt allein an Handlungskompetenz. Für die Sportvereine wird es in Zukunft mehr darum gehen, sich mehr der Prävention im Sport zuzuwenden, also die selbst verursachten Probleme zu bearbeiten, während die Prävention durch Sport, welche versucht gesellschaftlich produzierte Probleme zu bearbeiten, der Sozialpädagogik überlassen werden soll“ (vgl. March 2001). Darüber hinaus können und sollen sie, wie die Sportjugend Niedersachsen fordert, „ihr fachliches Know-how“ in die Netzwerkarbeit einfließen lassen bzw. können sie die Netzwerkarbeit für ihre eigene Praxis nutzen.

Dabei gilt uneingeschränkt: Soziale Arbeit im organisierten Sport kann nur gelingen, wenn wir einerseits uns nicht überfordern und unsere Möglichkeiten realistisch einschätzen und gemeinsam mit unseren jeweiligen sportartspezifischen, personellen und materiellen Fähigkeiten und Möglichkeiten uns um die Menschen kümmern, die „zum Ausgleich sozialer Benachteiligungen“ oder „zur Überwindung individueller

Beeinträchtigungen“ in erhöhtem Maße auf Hilfe und Unterstützung angewiesen sind und im strukturellen wie personalen Bereich soziale Netzwerke der Sucht- und Gewaltprävention schaffen.

Da sich Sport, sport-, körper- und bewegungsbezogene Angebote bestens auch zu einmaligen, öffentlichkeitswirksamen Events eignen, möchte ich sehr deutlich anmerken: Sport-, körper- und bewegungsbezogene Soziale Arbeit kann, darf nicht zu einem Event verkommen, ist kein einmaliger Akt, sondern ein kontinuierlicher Prozess, eine dauerhafte Aufgabe, bei der es um *Nachhaltigkeit* geht. Und: Wir sind – wie im Positionspapier der Sportjugend Niedersachsen so treffend formuliert steht – „nicht nur verantwortlich für das, was wir tun, sondern auch für das, was wir nicht tun“ (Sportjugend Niedersachsen 2002). Wie wichtig der Aspekt der Nachhaltigkeit und des kontinuierlichen Prozesses ist, zeigen unsere Erfahrungen und Befragungsergebnisse beim Mitternachtssport in Hannover (Pilz 2002, 237 ff.) Das Angebot muss, wenn es mehr sein will als nur ein medienwirksames Spektakel, kontinuierlich und verlässlich angeboten werden und es reicht auch nicht aus, einfach nur die Halle zu öffnen und den Ball rein zu werfen. Über die Hälfte der von uns befragten Teilnehmer/innen des Mitternachtssports in Hannover halten es für wichtig, während des Mitternachtssports einen Ansprechpartner für persönliche Probleme zu haben, der möglichst auch dann unter der Woche ansprechbar ist!



Zu überlegen wäre dabei, ob nicht ähnlich vieler Schulen Sportvereine, vor allem in sozialen Brennpunkten mit einem/einer *Sportsozialarbeiter/in* ausgestattet werden, bzw. auf einen entsprechend ausgebildeten Streetworker im Sinne der aufsuchenden Jugendsozialarbeit zurückgreifen können sollten. Unsere Erfahrungen

mit einem speziell auf Grund der zunehmenden interkulturellen Konflikte im Jugendfußball eingestellten Sozialarbeiter, der die Jugend- und Übungsleiter/innen, Betreuer/innen und Trainer/innen der betroffenen Vereine berät und mit den Jugendlichen arbeitet, zeigen, dass dies eine die Vereine entlastende wichtige, ja fast unverzichtbare gewaltpräventive Maßnahme ist (siehe Pilz/Schick/Yilmaz 2000). So ist dem Vorsitzenden des Ausschusses Sport und Soziale Arbeit des LSB Niedersachsen, Wolfgang Wellmann, nur zu wünschen, dass sich sein Wunsch, dass im Jahr 2010 in jedem Kreis- und Stadtsportbund ein/e hauptamtliche/r Mitarbeiter/in für Soziale Arbeit tätig ist, in Erfüllung gehen möge. Die Landeshauptstadt Hannover hat diesbezüglich mit der Einstellung eines Sportkoordinators, der bewusst im Jugendamt in der städtischen Jugendpflege und -hilfe angesiedelt ist, bereits vorbildlich gehandelt.

Wenn präventive Arbeit im und mit dem Sport erfolgreich sein soll, dann gilt es aber auch – und dies betone ich zum Schluss ganz bewusst auch angesichts der vielen unreflektierten Vorschusslorbeeren, die der Sport von der Politik im Kontext der Sucht- und Gewaltprävention und der Integrationsbemühungen bekommt, die entsprechenden politischen Weichen zu stellen. Ich schließe deshalb mit einem Auszug aus dem Grundsatzpapier „Sport- und bewegungsbezogene Jugendsozialarbeit des SPD Landesverbandes Niedersachsen“, das vom Präsidium des LSB Niedersachsen in seiner Sitzung vom 20.10.1999 einstimmig zustimmend zur Kenntnis genommen wurde:

„Bei der Vergabe von öffentlichen Mitteln für Jugendsozialarbeit im Sinne des KJHG müssen auch im Sportbereich qualitative Mindeststandards berücksichtigt werden. Dies macht – nicht zuletzt angesichts der in letzter Zeit vornehmlich im Jugendfußballbereich sich häufenden gewaltförmigen Auseinandersetzungen zwischen deutschen und ausländischen Spielern und Mannschaften – eine enge Zusammenarbeit dringend erforderlich. Darüber hinaus ist eine Stärkung und (finanzielle) Unterstützung der Anbieter sport- und bewegungsbezogener Jugendsozialarbeit im Sportverein wie auch im außersportlichen Bereich (Kommunen, Kirchen, Freie Träger) dringend geboten.“

Unter dieser Perspektive gilt : Nicht am, nicht im, sondern *mit* dem Sport sparen oder noch deutlicher und in Anlehnung an eine Aussage des Präsidenten des Deutschen Sportbundes, Manfred von Richthofen: Wer heute am, im Sport spart, Sportstunden in den Schulen streicht, Gesetze schafft, die das Ruhebedürfnis der Erwachsenen als ein höheres Gut als das Spiel- und Bewegungsbedürfnis von Kindern und Jugendlichen erscheinen lassen, die Bewegungsbedürfnisse, -kulturen und Bewegungsnotwendigkeiten nicht ernst nimmt, Spiel- und Bewegungsräume vernichtet, Sport, Körper und Bewegung in der Sozialen Arbeit vernachlässigt, dem sollte die Lizenz für erzieherische und politische Beeinflussung entzogen werden!

Die ausführliche Version des Vortrags sowie die Literaturliste zu diesem Artikel kann bei der ajs angefordert werden oder im Internet (<http://www.ajs-bw.de>) heruntergeladen werden.

Prof. Dr. Gunter A. Pilz

Institut für Sportwissenschaft der Universität Hannover